

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 8

Artikel: Das Wirtschaftswachstum und seine Schattenseiten
Autor: Küng, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EMIL KÜNG

Das Wirtschaftswachstum und seine Schattenseiten

Die Errungenschaften

Wer am Ende des Zweiten Weltkriegs einem «statistischen Durchschnittschweizer» erklärt hätte, sein Realeinkommen werde sich im Laufe der kommenden dreissig Jahre mehr als verdoppeln, wäre zweifellos als absolut unglaublich, falscher Prophet ausgelacht worden. Dennoch ist genau das geschehen. Das Versorgungsniveau hat sich bei den materiellen Gütern pro Kopf von damals 100 auf einiges mehr als 200 erhöht. Besonders bemerkenswert ist hierbei, dass diese Feststellung auch für die Angehörigen der unteren Einkommensschichten zutrifft. Es ist kaum übertrieben, dies in einem gewissen Sinne als Wirtschaftswunder zu bezeichnen. Jedenfalls gab es in der schweizerischen Geschichte keine Periode, in der die Zunahme des Wohlstandes ebenso rasch und mit derselben gleichmässigen Streuung vor sich gegangen wäre.

Mit einer gewissen Übertreibung liesse sich daher geradezu sagen, während der genannten Jahrzehnte habe sich die Schweiz aus der Armutsgesellschaft zur Wohlstandsgesellschaft emporgerungen. Es geziemt sich, an dieser Stelle zunächst die Vorteile deutlich zu machen, die damit für den Einzelnen verbunden waren. Er kann sich heute unvergleichlich mehr Annehmlichkeiten leisten als seinerzeit. Er verfügt im allgemeinen über genügend Wohnraum, kann seine Ernährung abwechslungsreich gestalten und geniesst eine längere Lebenserwartung. Der Wohlstand ermöglicht es, verfeinerte Genüsse zu erleben, sich bedienen zu lassen und sich durch mechanische Helfer die Hausarbeit zu erleichtern. Die gekauften Dinge müssen nicht nur notwendig und nützlich sein, sondern können darüber hinaus auch dem Schönheitssinne Genüge tun.

Dass ein Reicher weniger finanzielle Sorgen hat als ein Armer, ist gewiss nicht gering zu schätzen; die Chance ist bei ihm grösser, vorübergehende Notlagen überbrücken zu können, ohne empfindliche Einschränkungen in bezug auf die Lebenshaltung hinnehmen zu müssen. Wenn schon das Geld gelegentlich als «gemünzte Freiheit» bezeichnet wird, drängt sich auch die Vermutung auf, dass die Verfügung über mehr Kaufkraft gleichbedeutend sei mit einem Plus an Freiheit. Das bezieht sich etwa auf jene Ich-Erweiterung

und Selbstverwirklichung, die dem Eigentumslosen nicht offensteht, wohl aber dem Wohlhabenden. Es erstreckt sich auf die Bewegungsfreiheit, die im Zuge der Motorisierung und der Verbilligung des Luftverkehrs neuen Schichten zugänglich wurde. Begreiflicherweise hat aber auch die Konsumfreiheit für den Reichen eine ganz andere Bedeutung als für den Armen: Für den zweiten sind zwar die Schaufenster ebenso gefüllt und noch viel verführerischer als für den ersten. Allein, er hat praktisch keine Möglichkeit, sich alle die verlockenden Dinge zu Gemüte zu führen, die von den Produzenten angeboten werden. Seine Ausgaben konzentrieren sich vielmehr auf den Zwangsbedarf, und von einer freien Wahl kann kaum die Rede sein, obwohl dieses Individualrecht auf dem Papier gewährleistet ist. Die Lage des Reichen charakterisiert sich demgegenüber dadurch, dass sein Einkommen über dem konventionellen Existenzminimum liegt und dass er eine frei verfügbare Einkommensquote hat. Den Druck der Not verspürt er nicht mehr.

Hinzu kam im spezifischen Falle der Schweiz, dass die Vollbeschäftigung praktisch während der ganzen Periode hergestellt war, ja nicht selten sogar zur Überbeschäftigung ausartete. Dies erlaubte die Freiheit in der Wahl des Berufs und des Arbeitsplatzes, in der Eröffnung eines eigenen Betriebes und im Entscheid zu einer verlängerten Ausbildung, mehr oder weniger unabhängig von der finanziellen Lage der Eltern. Es gestattete einer grossen Zahl den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg – um so mehr, als die «Unterschichtung» durch die einwandernden Fremdarbeiter die Schweizer fast dazu prädestinierte, vorgesetzte Positionen einzunehmen und so ohne besondere Anstrengung auf der Stufenleiter des Sozialprestiges emporzuklimmen.

Die wirtschaftlichen Begleiterscheinungen

Es ist vor diesem leuchtenden Hintergrund zu sehen, wenn nunmehr die Passivseite der Bilanz näher analysiert wird. Der Grundfehler der bisherigen Betrachtungsweise bestand aber vielleicht gerade darin, dass man eine solche Passivseite gar nicht erkannte oder doch nicht sehen wollte. Dazu verleitete freilich in nicht geringem Masse die «Nationale Buchhaltung», in der auch jene Aufwendungen als Beiträge zum Sozialprodukt verbucht werden, die sich aus Verkehrsunfällen ergeben oder die beim Bau und Betrieb von Abwasserkläranlagen anfallen.

In der Tat: Selbst die negativen Begleiterscheinungen, mit denen das Wirtschaftswachstum verbunden ist, gelten in dieser Darstellungsweise als seine positiven Komponenten. Je stärker sie sich bemerkbar machen, desto ausgeprägter scheint die Zunahme des Wohlstandes und desto mehr freut man

sich über das anscheinend erreichte Versorgungsniveau. In diesem Lichte betrachtet, gilt eine vergrösserte Zahl von Krankenbetten oder Psychiatern ebenso als Symptom einer gesteigerten Lebenshaltung wie die vermehrte Abgabe von Medikamenten, von alkoholischen Getränken oder gar von Drogen. Dass alles möglicherweise seine Ursache hat in intensivem Stress und häufigeren psychosomatischen Krankheiten, in Wohlstandsverwahrlosung und einem Überhandnehmen der vaterlosen Gesellschaft, wird dagegen kaum zur Kenntnis genommen.

Statt dessen gibt man sich der aus früheren Jahrzehnten und Jahrhunder-ten überlieferten Illusion hin, die Vergrösserung des Kuchens des Sozial-produktes sei zweifelsfrei identisch mit einem höheren Grad an Zufriedenheit bei den Beteiligten. Das Wirtschaftswachstum, ursprünglich als Mittel zum Zweck und als notwendige Bedingung aufgefasst, um den Zustand der Armut und der Entbehrung zu überwinden, entwickelt sich allmählich zum Selbst-zweck. Es kommt zu einem eigentlichen Kult der Wachstumsraten, und wer bei diesem Wettrennen zurückbleibt, gilt als deklassiert. Es ist in dieser Situa-tion kein Wunder, wenn sich der Wettbewerbskampf nicht mehr beschränkt auf Vergleiche von Umsätzen, Gewinnziffern und Bilanzsummen bei den Unternehmungen, sondern dass die ganze Mentalität auch übergreift auf die Einkommensempfänger und Verbraucher.

Ebensowenig erstaunt es, dass die Summe der geltend gemachten An-sprüche allmählich jenes Mass überstieg, das sich real erfüllen liess – obwohl gewiss das Sozialprodukt insgesamt mächtig vergrössert wurde. Aus dieser Inflation der Ansprüche entstand die Anspruchsinflation – eine Geldentwer-tung, die zeitweilig bis gegen 12 Prozent pro Jahr erreichte. Im Unterschied zu andern Ländern wurde diese Krankheit nicht durch eine Politik des teuren Geldes bekämpft, und sie war auch nur unzulänglich begleitet von einer auto-matischen Erhöhung der Zinssätze. Das hatte zur Folge, dass die «Distanz» zwischen der Inflationsrate einerseits und dem Zinsniveau anderseits immer grösser wurde, dass also «negative Realzinsen» entstanden.

Konkret gesprochen war ein solcher Zustand identisch damit, dass die Schuldner in realer Kaufkraft gerechnet nicht nur keinen Zins zu entrichten brauchten, sondern dass sie sogar noch einen Teil jener Kaufkraft für sich beanspruchen konnten, die ihnen die Gläubiger leihweise zur Verfügung stell-ten. Nach groben Schätzungen, die der Verfasser dieser Zeilen anstellte, machte die unsichtbare Kaufkraftübertragung von den Gläubigern auf die Schuldner und von den Besitzern von Nominalwerten zu den Eigentümern von Sachwerten bis zu 15 Milliarden Franken pro Jahr aus. Sie bezifferte sich mithin auf mehr als 10 Prozent des gesamten Sozialproduktes und war einer Steuer gleichzusetzen, die zu allen bisherigen hinzukam, deren Ertrag aber nicht in die Kassen des Fiskus floss, sondern in die Taschen privater

Subjekte. Besonders bedenklich daran war der Umstand, dass die Nutzniesser eher in den oberen Einkommens- und Vermögensschichten zu suchen waren, die Geschädigten hingegen vornehmlich in den weniger wohlhabenden Kreisen.

Dass unter derartigen Umständen leicht mit Schuldenmachen und mit dem Erwerb von Sachwerten reich zu werden war, liegt auf der Hand. Dass eine Flucht in die Sachwerte sodann mitverantwortlich war für die riesenhafte Überdimensionierung der Bautätigkeit und für die Baulandspekulation, ist ebenso plausibel. Dass einzelne Banken mit einer allzu grosszügigen Kreditgewährung und Bewertung der Objekte mitschuldig waren an dem Baufieber und daran, dass manche Bauherren sich allzusehr verschuldeten, hat die nachträgliche Betrachtung deutlich enthüllt. Dass schliesslich eine Fläche von der Grösse des Kantons Thurgau im Laufe weniger Jahrzehnte mit Asphalt und Beton zugedeckt wurde, ist zweifellos kein Ruhmesblatt dieser Phase unserer Wirtschaftsgeschichte.

Die Überinvestitionen beschränkten sich indessen keineswegs auf den Bereich der Bauwirtschaft. Sie erstreckten sich vielmehr auch auf weite Segmente der Industrie und des Handels. Hier war es in erster Linie das viel zu lange Festhalten an einem zu tiefen Frankenkurs, das den Ausgangspunkt bildete für gewaltige Fehlentwicklungen. Dadurch wurde nämlich die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Exportindustrie künstlich verbessert. Sie sah sich in die Lage versetzt, eine verheerende «Expansion in die Breite» vorzunehmen, das heisst ihre Produktionskapazitäten selbst bei Artikeln zu erweitern, für die sich der «Standort Schweiz» aufgrund seiner langfristigen Voraussetzungen eigentlich nicht eignete. Um die geschaffenen Arbeitsplätze zu besetzen, rief man Hundertausende von ausländischen Arbeitskräften ins Land – für die dann wieder die gesamte Infrastruktur bereitzustellen war. Es musste eine Anpassung der Produktionsmethoden und der Erzeugnisse an die zum Teil mangelhaften Qualifikationen der Arbeitskräfte vorgenommen werden – und der heute notwendige Weg zurück zu den Spitzenprodukten fällt naturgemäss schwer.

Bei jenem Teil der Binnenwirtschaft, der mit ausländischen Fabrikaten im Wettbewerb steht, ergab sich durch die geschilderte Wechselkurspolitik ein ähnlicher Schutz vor den Importen, wie ihn massive Schutzzölle geboten hätten. Hinter diesem Wall blieben Produktionsanlagen erhalten, die sonst viel früher hätten preisgegeben werden müssen – zu einer Zeit, da noch Voll- oder Überbeschäftigung geherrscht und die Wiedereingliederung freigesetzter Produktivkräfte keine Schwierigkeiten bereitet hätte. Kurz: Es ist wirklich nicht übertrieben zu behaupten, dass Fehlinvestitionen von ungezählten Milliarden Franken gemacht wurden, die sich im Prinzip bei einem viel früheren Übergang zu realistischen Wechselkursen hätten vermeiden lassen. Darüber hin-

aus wäre erst noch die Inflation mit allen ihren Ungerechtigkeiten weit früher und in einem harmloseren Stadium zu meistern gewesen.

Die ökologischen Kosten

Es wurde bereits aufmerksam gemacht auf den Kulturlandverlust, den wir in Kauf zu nehmen hatten, als der technische Fortschritt noch als Ersatzreligion und Religionsersatz galt. Darüber hinaus zählt die Gewässerverschmutzung zu den bekanntesten und gravierendsten Schattenseiten eines ungehemmten Wirtschaftswachstums. Es bedurfte in der Tat unerhörter Anstrengungen, um die erforderlichen rechtlichen Vorschriften in Kraft zu setzen und die «Sünder» soweit zu bringen, dass sie ihre Abwässer nicht mehr in ungeklärter Form in den allgemeinen Wasserhaushalt zurückleiteten und so die andern mit den Folgen ihres Tuns belasteten.

Nun kann man sicherlich mit Recht darauf hinweisen, dass die Konsequenzen eines rücksichtslosen Industrialisierungsprozesses mit seinem Raubbau an nicht vermehrbbaren Ressourcen, mit seiner Lärmbelästigung und seiner Müllawine solange wenig ins Gewicht fielen, als die Biosphäre und Ökosphäre dadurch nur marginal betroffen wurden und die Grenzen ihrer Absorptionsfähigkeit nicht überschritten waren. Allein gerade dies traf in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg immer weniger zu, bewegte sich doch die Wachstumskurve in exponentieller Form nach oben, während die «Grenzen des Wachstums» sich stets deutlicher bemerkbar machten. Die ausserökonomischen Kosten für jede zusätzliche «Wachstumseinheit» stiegen mit andern Worten ständig an. Allerdings fanden sie ihren Niederschlag in den privaten Kostenrechnungen erst dann, als die hervorgerufenen externen Kosten gemäss dem Verursacherprinzip zwangsläufig internalisiert werden mussten.

In den Kreis der ökologisch relevanten Erscheinungen gehört wohl auch die Agglomerationstendenz, die seit dem Zweiten Weltkrieg so enorme Fortschritte machte. Dass sich die Bevölkerung in zunehmendem Grade in den grossen Ballungszentren konzentrierte, hat insofern etwas mit dem gleichzeitigen Wirtschaftswachstum zu tun, als die steigenden Realeinkommen vor allem in den Städten erzielt wurden und als Magnete für jene wirkten, die auf dem Lande heranwuchsen. Hinzu kam, dass die wohlhabender werdenden Verbraucher von ihrer grösseren frei verfügbaren Einkommensquote fortgesetzt mehr für Dienstleistungen aller Art einzusetzen und damit Anlass gaben zu einer überdurchschnittlichen Ausweitung des tertiären Sektors, der seinerseits seinen Standort vornehmlich in den Agglomerationen hat.

Das Resultat? Abwanderung aus den Berggebieten und der Landwirtschaft schlechthin, aber sogar aus dem sekundären Sektor, eine Verödung der Entleerungszonen, eine Infrastruktur, die dort in einem gewissen Sinne überdimensioniert erschien und nicht mehr recht ausgenutzt wurde (denken wir an die Schulhäuser), während für die neu Zuwandernden in den Ballungszentren diese Infrastruktur neu aufgebaut werden musste. Dafür musste knapper Boden überbaut werden, und es entstanden zusätzliche Kosten, während zugleich der Weg vom Wohnort zum Arbeitsplatz und zurück immer länger und die «Unwirtlichkeit der Städte» stets ausgeprägter wurde.

Die gesellschaftlichen Auswirkungen

Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, als Gottfried Keller sein pessimistisches Alterswerk «Martin Salander» schrieb, sprach man von den «Gründerjahren» und von dem verderblichen Einfluss, den das leichte Geldverdienen auf Moral und Sitte, Tradition und Bodenständigkeit ausgeübt habe. Die Jahrzehnte unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg liessen sich noch mit ungleich mehr Recht als «Gründerjahre» bezeichnen, war doch die Wachstumsrate grösser und die Möglichkeit, mit spekulativen Transaktionen reich zu werden, günstiger. Welches aber waren die Folgen für die Denkweise und Verhaltensweise, für die Einstellung zum Geld und zum Wohlstand, für die Vertragstreue und das Arbeitsethos?

Es steht fest, dass in dieser Periode die Reichtumsordnung und der Verbrauchsaufwand als Massstab für das Sozialprestige überhandgenommen haben. Es lässt sich kaum bestreiten, dass vielerorts der wirtschaftliche Aufstieg unkritisch dem Lebenserfolg gleichgesetzt wurde. Es ist nicht zu bezweifeln, dass eine eigentliche Bedürfnisspirale entfesselt und ein Wettlauf um das Wohlleben ausgelöst wurde. Niemand wird leugnen, dass Unersättlichkeit und Unmässigkeit insbesondere bei den zahlreichen Neureichen zu beobachten waren, die ihren neu gewonnenen gesellschaftlichen Status durch demonstrativen Konsum glaubten manifestieren zu müssen. Grossmannssucht und Schaumschlägerei verdrängten da und dort den Sinn für Mass und Mitte.

Die meisten dieser Erscheinungen lassen sich vielleicht mit den Stichworten von der Konsumgesellschaft und der Leistungsgesellschaft auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Die Konsumgesellschaft, charakterisiert durch eine Tendenz zur Passivität und zur mangelnden Eigenleistung, zum Habitus des Forderns und zur Nachahmung der Verbrauchspioniere, zur Überbetonung der wirtschaftlichen Werte im Vergleich zu den übrigen – sie zwang

jene, die diese Normen verinnerlicht hatten, dazu, stets mehr Einkommen zu erwerben und zu diesem Zweck die ökonomischen Leistungen zu intensivieren. Die grundsätzliche Sucht nach dem Mehr, der Kult der Wachstumsraten (sei es bei den Umsätzen, bei den Gewinnen oder bei den Beschäftigtenzahlen, beim eigenen Einkommen oder beim Verbrauchsaufwand) – sie zogen die Menschen mehr und mehr in ihren Bann und veranlassten sie, sich bis zur physischen Erschöpfung aufzureiben im Tanz um das goldene Kalb.

Hätte man an sich erwarten können, dass der steigende Lebensstandard auch ein Gefühl grösserer Zufriedenheit und ein Nachlassen bei den Anstrengungen hervorrufen würde, so trat in Wirklichkeit eher das Gegenteil ein: Die totale Verwirtschaftlichung des Lebens, die Flucht in die Arbeit, die Vernachlässigung des Freizeitnutzens und die Überschätzung des «konsumtiven Glücks», die Fixierung der Wünsche auf das Versorgungsniveau und die Steigerung des Anspruchsniveaus. Dass es im Zuge dieser fortgesetzt stärkeren Einseitigkeit und Diesseitigkeit allmählich zu einem Sinn-Defizit und zur emotionalen Unterernährung bei körperlicher Überernährung, zu einem unbefriedigten Glaubensbedarf bei gleichzeitiger Sättigung und Übersättigung mit materiellen Gütern kommen musste, erscheint fast unvermeidlich.

Ebenso unausweichlich wurde damit freilich auch die Opposition gegen den eingeschlagenen Kurs. Selbstverständlich waren es dabei nicht die Arbeiter und Angestellten, die Bauern und sonstigen selbständig Erwerbenden, die bereits Wohlstandsüberdruss empfanden; in diesen Kreisen freute man sich vielmehr noch echt und ehrlich über jene Errungenschaften, die einleitend dargelegt wurden. Zur Ablehnung des Bestehenden fühlten sich vielmehr zur Hauptsache jene gedrängt, die besonders zeitkritisch eingestellt waren und über empfindliche Antennen verfügten. Es waren verständlicherweise die Künstler und Schriftsteller, die den ganzen Betrieb als hohl und leer anprangerten. Es waren jene Jugendlichen, die in gesichertem Wohlstand aufgewachsen, die das Treiben ihrer Eltern als übertrieben oder zwecklos beurteilten und dabei kaum ahnten, welchen Einsatzes es bedurfte, um die Wende von der Armutsgesellschaft zur Wohlstandsgesellschaft herbeizuführen. Je- denfalls: Der Jugendprotest war gleichsam vorprogrammiert.

Die Übertreibung nach der andern Seite hin mutet psychologisch gesehen durchaus verständlich an. Das entstandene Wertvakuum oder genauer: die extreme Veräusserlichung musste zwangsläufig einer Suche nach vermehrter Transzendenz und einem Ausschlagen des Pendels nach der andern Seite rufen. Die Überbetonung der Wirtschaft führte zur Wirtschaftsfeindlichkeit. Der Generationenkonflikt spitzte sich deshalb zu, weil die Eltern keine befriedigenden Antworten auf die bohrenden Fragen der Heranwachsenden zu geben wussten.

Ernüchterung und Umstellung

Inzwischen ist die weltweite konjunkturelle Rezession über uns hereingebrochen. Darüber hinaus ist der langfristige Wachstumstrend unverkennbar flacher geworden. Die Lage in der Schweiz hat sich noch zusätzlich dadurch akzentuiert, dass die Wechselkursrelationen nunmehr eher dem Gleichgewichtsniveau entsprechen und dass sich demzufolge der Franken und die schweizerischen Exportgüter drastisch verteuert haben. Die Überinvestitionen sind als solche zutage getreten und haben bewirkt, dass auf längere Zeit hinaus fast keine Kapazitätserweiterungen mehr notwendig sind. Die Bauwirtschaft steckt daher zusammen mit andern Branchen in einer längerwährenden Strukturkrise. Das Schonklima wurde durch ein ausgesprochenes Reizklima abgelöst.

Ist nun durch den vorausgegangenen und lange währenden Aufschwung das traditionelle schweizerische Arbeitsethos zersetzt worden? Davon kann nach allen bisherigen Beobachtungen keine Rede sein. Die Parole der Leistungsverweigerung findet keinen Anklang mehr, sobald man wieder froh sein muss, einen Arbeitsplatz zu haben und zu behalten. War es früher ohne weiteres möglich, sich mit Teilzeitarbeiten über Wasser zu halten und im übrigen den eigenen Liebhabereien nachzugehen, die Träger der Wirtschaft anzuschwärzen und grundlegende Systemänderungen zu propagieren, so hat sich nunmehr das Blatt gewendet. Freiwillige oder unfreiwillige Schlankheitskuren sind vom Schicksal verordnet worden. Sind sie nicht nach einer Periode drohender Überernährung und des leichten Lebens in hohem Masse geeignet, uns wieder «fit» zu machen?

Wie steht es mit dem Sparverhalten? Hat die Inflationsmentalität die Schweizer soweit verdorben, dass sie nur noch von der Hand in den Mund leben? Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache und dementieren diese Befürchtungen offenkundig. Schon in den Jahren, da es mit den Realeinkommen noch kräftig aufwärts ging, erhöhte sich die Sparquote der Haushalte merklich – trotz Inflation und trotz weiterem Ausbau des Versorgungsstaates. Es war unverkennbar die individuelle Vorsorge für eine ungewisse Zukunft, die zu einer vermehrten Zurückhaltung bei den Verbrauchsausgaben Anlass gab und die die Auswüchse der Konsumgesellschaft in die Schranken wies.

Das mögen Äusserlichkeiten sein, die wenig ins Gewicht fallen. Bedeutungsvoller ist hingegen, mit welcher geradezu vorbildlichen Ruhe und Gefasstheit die Arbeitnehmerschaft auf die veränderten Zeichen der Zeit reagierte. In der Tat muss es als erstaunlich und bewunderungswürdig bezeichnet werden, wie reibungslos die Umstellung auf mehr oder minder stagnierende Realeinkommen, auf eine härtere Realität mit mageren Jahren vor sich ging. Es scheint, dass man sich instinktiv Rechenschaft gab, das Wachstum könne

ja gar nicht unbegrenzt im bisherigen Masse fortdauern. Die Bäume wachsen schliesslich auch nicht in den Himmel. So empfand man denn die eingetretene Abkühlung da und dort fast als eine Rückkehr zur Normalität.

Das gilt zumindest für jene, die noch die dreissiger und vierziger Jahre am eigenen Leibe erlebten und die sich daher mühelos abfanden mit dem Wechsel der Bedingungen. Sie sprachen davon, dass Seifenblasen geplatzt und Sumpfblüten verborrt seien und dass etwas Derartiges längst fällig war. Anders verhielt es sich natürlich mit jener Generation, die nie etwas anderes als wachsenden Wohlstand und gesicherte Arbeitsplätze, zunehmende Gewinne und Umsätze gekannt hatte. Für sie bedeutete das Ende der Wachstumseuphorie immerhin einen Schock und die Preisgabe aller gewohnten Erfolgsmassstäbe und Ziele.

Dennnoch: Entgegen dem Alterspessimismus Gottfried Kellers erhält man nicht den Eindruck, dass das Schweizer Volk in seiner Substanz den Sinn für Mass und Mitte eingebüßt habe. Die Redimensionierung, die sich da und dort aufdrängt, kommt einer Korrektur von Übertreibungen gleich, die für manche sehr heilsam wirkt. Eine Atempause zur Selbstbesinnung war angezeigt. Busse zu tun für die Sünden und Exesse der Vergangenheit trägt dazu bei, das menschliche Gleichgewicht wiederherzustellen.

Dass dabei freilich auch völlig Unschuldige unter die Räder geraten, sei keineswegs verschwiegen. So haben zahlreiche Fremdarbeiter ihre undankbare Rolle als Konjunkturpuffer gespielt und sind abgeschoben worden. Die Jugendarbeitslosigkeit trifft die Heranwachsenden in einer besonders empfindlichen Entwicklungsphase. Betriebe, die erst vor kurzem gegründet wurden waren, gehen unter, obwohl sie vielleicht durchaus leistungsfähig sind – blos deswegen, weil sie über zu wenig Reserven verfügen, um den Kampf ums Überleben lange genug durchzustehen. Alles in allem genommen und in Anbetracht der gänzlich unvermeidlichen Milliardenverluste darf jedoch hervorgehoben werden, dass die Last der Anpassung im materiellen Bereich sich in Proportionen hält, die der Sozialkörper zu tragen vermag.